

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: Der Wettbewerb
Autor: Hardung, Victor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER WETTBEWERB

Von VICTOR HARDUNG

Der alte Herzog von Dolore war gestorben, und die Schwestern vom gemeinsamen Leben in der Erinnerung an das verlorene Paradies trauerten dem neunzigjährigen weltlichen Schirmherrn ihres Klosters in Tränen und Gebeten nach. Denn der greise Herr hatte sich ihr Wohl angelegen sein lassen, und seine aus wilden Stürmen gewonnene Weisheit war um sie gewesen, wie der Glanz einer sanften Abendröte. Er, der Ritter Georg, der den Drachen Welt niedergerungen hatte, wusste von dessen schlimmen Tücken gar wundersam jenen zu erzählen, die vor dem Untier geflüchtet waren, als sie es nur von weitem gesehn. Denn wo das hauste, da waren lockende Irrgärten, und süße Düfte schwammen einem aus weit offenen Toren entgegen und liebliche Lieder, und über die Wege hin wogte es, wie von einem weißen Reigen der Seligen. Aber wer in seinen Bann geriet, der spürte bald den giftigen Atem des Drachen, das getäuschte Herz musste alle Freude mit Wunden zahlen, und keines kam wieder heraus, das nicht ein Feld für ungezählte Narben geworden war. Und wann der alte Herzog so erzählte, lief es den Nönnlein über den Rücken, und nur die jüngsten spürten wohl ein heimliches Verlangen, es dem weißhaarigen Herrn gleich zu tun, in die lockenden Gärten einzudringen und Wunden und Narben nicht zu scheuen, dem Drachen eins auszuwischen. Denn Jugend möchte alle Weisheit selber erwerben, und wo Kampf ist, träumt sie auch von Sieg.

Da der alte Herzog keine Leibserben hinterlassen, fielen seine Güter und Gerechtsame an einen Großneffen, der in Venedig lebte. Der junge Herr hatte für die schöne Jahreszeit in Dolore zu wohnen, und so sah man ihn denn mit dem Mai einziehen, einen feinen, geschmeidigen, blassen Jüngling von kaum dreißig Jahren. Und mit ihm und nach ihm besiedelten Leute das Städtchen, wie man sie dort nicht kannte: Haarkräusler, Spitzenhändler, Pomadensieder, Schmuckschmiede, Tortenbäcker, Spielwirte, Hofschneider und solche Gewerbe, und dazu eine Anzahl auseinandergegangener Weiber, in deren beträchtlicher Breitseite ein Schwarm willfähriger Mädchen segelte. Das, was so mit dem jungen Herzog

gekommen, das war die Welt, und die Schwestern vom gemeinsamen Leben in der Erinnerung an das verlorene Paradies staken über Nacht mit ihrem Kloster darin, wie eine Insel in einer aufgewühlten Flut. Lärm und Lust umbrandeten sie bald und drängten wider ihre Tore, wie denn diese Welt nicht dulden mag, dass sich eine Seele von ihr absondern möchte. Die Nonnen vernahmen von Händeln und Sünden, und unter ihren Augen schier geschahen Dinge, wie sie solche nur aus der Erinnerung eines müden Kämpen her kannten. Gewohnt, von ihrem weltlichen Schirmherrn in allen Nöten beraten zu werden, fanden sie sich dazu jetzt nicht nur ohne solchen Beistand — nein: der junge Herzog gerade war es gewesen, mit dem alles das eingezogen war, von dem sie sich dankbar entrückt geglaubt hatten. Und sie fühlten sich nimmer geborgen, und als gar der Schirmherr seinen ersten Besuch machte und sich dazu von einer übermütig geputzten Schönen begleiten ließ, er, dem doch nie ein Ehgemahl angetraut worden, da war ihnen, der schwüle Duft jener Welt wolle nicht aus ihren Zellen mehr weichen. Und in dem Weibe, das sich dem Herzog gesellt hatte und mit Festen und Lustfahrten dessen jungen Ruhm vertat, sahn sie Frau Venus, aus dem Hörselberg erstanden.

In dieser Not wagte die jüngste Novize, ein vornehmes, hochgewachsenes Mädchen aus altem, verarmten Geschlecht, das um dieser Armut willen seine blonde Schönheit unter dem Schleier bergen sollte, die Frage, ob denn keine unter den Schwestern sei, die sich selbst als Opfer bringen möge. Und als die Gefährtinnen forschten, wie sie das verstünde, meinte sie, die gleichen Gaben, womit jene Sünderin den jungen Herzog zu beschenken vermöge, könne auch jede von ihnen spenden. Es gelte, ihr den Herrn zu entfremden, und das möge gelingen, wenn er vermeinen dürfe, das anderswo noch besser und schöner zu finden, was er an seiner derzeitigen Herzensdame schätze.

Und wenn er diese seine Erwartung getäuscht sehe? Ganz davon zu schweigen, dass ihm ohnehin keine der Schwestern sie erfüllen dürfe, widersprach eine ältere Nonne, und der feine Flaum auf ihrer Oberlippe schien sich spöttisch aufzurichten.

Wenn es so weit sei, dass er sich dieser Erfüllung seiner Hoffnung nahe glaube, dann werde er von jener Kreatur gelöst

sein, meinte Benedikte, die Novize. Und sei dieses nächste Ziel erreicht, möge die Schwester, welche vermocht habe, jenes Weib auszustechen, wieder in den geliebten frommen Kreis zurückkehren, wo sie niemand suche.

Aber die getäuschte Hoffnung werde ihn, wenn nicht wieder in die Arme seiner heutigen Genossin, dann in die einer anderen führen, die sich vielleicht noch üppiger gebärde, widersprach die ältere Schwester.

Das werde vermieden, wenn der Herzog ein Bild in seine Erinnerung aufnehme, wie es ihm nicht wieder vor Augen treten könne, riet Benedikte. Zahllose Truhen im Kloster bergen köstliche Stoffe und Stickereien, die Heiligen zu schmücken. Und da die Ueberwindung des Bösen eine fromme Sache in jeder Gestalt sei, so möge man sie damit zieren, die sich des Kampfes wider den bösen Geist des Herzogs getraue.

Es waren etliche Wochen seit dieser Rede vergangen, als es dem Herzog gefiel, den weiten, von Gebäuden und Mauern umschlossenen Klosterhof für ein Reiterspiel zu erbitten, von üppigen Frauen beraten, die wohl den Gedanken heimlich bargen, stärkeren und strengeren Genossinnen ihres Geschlechtes ein Ärgernis zu bereiten.

Und es geschah also, dass dort der Raub der Sabinerinnen dargestellt ward. Diese Sabinerinnen, in leichte, weite, bunte Schleier gekleidet, kamen, angeführt von der Genossin des Herzogs, um sich unter zierlichen Reigen zu einem Felde farbiger Blumen zu ordnen. Und dann stürmten die Kavaliere auf feurigen Pferden hinzu, sprangen ab, und jeder packte seine Schöne, dass die Schleier flogen und von Nacktheit ein Leuchten den Hof füllte, indes von den teppichbelegten Fenstern des Klosters Herren und Damen herunterjauchzten. Des Herzogs Genossin lag mit offener Brust und wehendem Haar vor ihm auf dem Hengste, und wohl ein dutzendmal musste sich die entblößte Schöne durch den Kreis tragen lassen, dem Geschrei der Zuschauer zu willfahren.

Am Abend selbigen Tages ward im Konvente beschlossen, dass eine Schwester den Kampf aufnehmen und die Urheberin solch üppiger heidnischer Feste mit den eigenen Waffen schlagen möge. Die zuerst dazu geraten, Benedikte selber, ward dazu erkoren.

So begab sich denn in jenen Sommertagen, dass in einem Gebäude, wo vor Zeiten vornehmen weltlichen Gästen des Klosters Herberge gewährt worden, eine stolze junge Dame mit einer alten bärbeißigen Magd Wohnung nahm, angezogen, wie sie verlauten ließ, von dem Rufe des Klosters und gewillt, ihre Seele dort für etliche Wochen der Weltflucht an frommen Übungen zu erlaben. Man sah die schöne Pilgerin durch die Gassen reiten, das goldrote Haar in langen Locken unter einem mit schimmernden Steinen besetzten funkelnden Gespinnste, in einem blauen reichgestickten Sammtgewand, um die Lenden einen schweren, goldgetriebenen Gürtel, auf der blühenden Brust einen siebenfachen Kranz edler Perlen. Und jeder Tag brachte anderen Schmuck, anderes Gewand, und das Schönste dabei blieb immer wieder die stolze Gestalt mit dem kühlen Gesichte, über das die leuchtenden Augen doch wieder so heiße, blaue Flammen warfen. Alle die müßigen Herrlein des Hofes gingen Benedikte, die war es, nach; aber sie geberdete sich, als merke sie nichts davon und sei allein auf dieser Erde. Das kam auch dem Herzoge zu Ohren, der an eine spröde Schöne nicht recht glaubte. Und als sie an einem Morgen voll Sonne, in einen grünen, silbergestickten Schleier gehüllt, der die Arme bis zum Ellbogen frei ließ, das Haar in einem schneeigen Netze, über den Markt ritt, hielt er vor ihr und bat sie höflich, sich doch für einige kurze Stunden wieder jener Welt, der sie gewiss angehöre, zu freuen und sich einer Gesellschaft, deren Ruhm und Tugend der Preis aller Frauenschönheit sei, nicht zu versagen. Das blaue Feuer ihrer Augen hatte derweil Muße, sein Herz zu überfallen, und der Herzog verspürte am Abend des nächsten Tages, der ein Fest im Schlossgarten brachte, eine ungewohnte Unruhe und Ungeduld. Denn die fremde Schöne hatte ihm zugestanden, sich wieder an eine Welt gewöhnen zu wollen, der sie doch hier in Dolore den Rücken gekehrt. Zwar wolle sie das Herzogtum nicht anders verlassen, denn sie darin eingezogen: als arme Pilgerin ohne Haus und Hof, Land und Leute, und deswegen möge sie niemand anders heißen wie Schwester Benedikte.

War der Herzog voll erwartungsvoller Unruh, so war es auch die Novize, die Abend für Abend heimlich das Kloster aufsuchte, wo die Schwestern einander in einem fremden Eifer über-

boten, Trachten zu ersinnen, die eines Weibes Reize lieblich ahnen ließen. Schon war die Stunde gekommen, dass diese Ahnung stark und deutlich wie eine nahe Gewissheit vor dem Herzog hintreten sollte, und mit Seufzern der Scham ergaben sich die Schwestern darin, Benedikten zu willfahren, die ein Gewand verlangte, das Schultern und Nacken frei ließ, den Busen mit einem Schnee von Spitzen deckte, der rosenfarben von dem Leben des Blutes schimmerte und die Hüften heraushob, wie die Krone zweier schlanker schöner Säulen.

Besitz wird immer missgönnt. Sonderlich dort, wo er sich nicht auf Brief und Siegel berufen kann, sondern bloßer Huld und Gnade seine Rechte verdankt, kommt er leicht ins Wanken. Und als Benedikte in ihrer unberührten Schönheit vor dem Herzoge wie eine junge Sonne aufging, da verstand die Hofgesellschaft dieses Zeichen am Himmel und beachtete das Gestirn von gestern nimmer. Weit schneller, denn die opfermutige Novize erwartet, war jene, zu deren Fall sie aufgeboten worden, gestürzt. Fast zum Leidwesen Benediktens, die noch Stoffe in den Klostertruhen wusste, die des Tragens wohl wert gewesen wären. Und doch war sie wieder froh darüber, dass sie den Wettbewerb nicht weiter zu treiben nötig hatte. Denn die Gegnerin hatte ungesäumt alle Waffen: einen Reiz mit dem anderen, hervorgekehrt, und wäre der Kampf nicht so bald entschieden gewesen, sie hätte die letzte Entblößung vor versammeltem Hofe nicht gescheut. Benedikte hatte schamhaft der Gegnerin folgen und das, was die offen wies, verhüllt und verschleiert ahnen lassen müssen. Es war aber genug geschehn, um ein Feuer auch über sie selber hinstürzen zu lassen. Da drohte, nicht nur vom Herzog, sondern auch von ihren eigenen Sinnen eine Gefahr, der niemand Rechnung getragen. Sie fühlte, dass sie flüchten müsse, wolle sie sich nicht von dieser Glut eine Wunde brennen lassen, zeitlebens schmerzhaft. Und so war nach einem Abende, da ihr der Herzog im Schatten einer blühenden Linde zärtlich gestanden hatte, er müsse bekennen, dass er schon manchem Weibe nahe gewesen, aber mit ihr, der einzigen, möchte er abseits von allem Gepränge leben und sterben, Benedikte samt der Magd ins Kloster zurückgeschlichen. Und in dieser Nacht war ihr, als wolle der heiße Atem des Herzogs nimmer von ihr weichen, und sie fand keinen Schlaf.

Nach dem seltsamen Verschwinden Benediktens, die aufgestiegen war wie ein fremder Stern und so vergangen, hörte man etliche Tage lang nichts von Festen am Hofe. Und dann sah man einen Wagenzug vor dem Schlosse — der Herzog hatte sein Hoflager in Dolore aufgegeben, um Herbst und Winter wieder in Venedig zu verleben. Und seinem Zuge schloss sich an, was mit ihm gekommen war: Kavaliers und Damen, ein Heer von Händlern und Handwerkern des Überflusses, Kupplerinnen und feile Mädchen, und im Zuge wollte man auch die beiseite geschobene Genossin des Herrn gesehn haben.

Die Schwestern vom gemeinsamen Leben in der Erinnerung an das verlorene Paradies waren froh, dass Benediktens Sendung solchen Erfolg gehabt, und in den welchen Tagen des Winters war ihnen das Treiben des Herzogs bald so fern geworden, dass sie davon erzählen konnten, wie von einer überstandenen Gefahr, die nimmer wieder kommt. Und der Frühling sollte ihnen eine reine Freude bringen: dann würde Benedikte das Gelübde ablegen, und der verdienten Genossin zu Ehren wollten sie dann ein Fest bereiten, wie es nicht vergessen werden sollte. Benedikte hörte still und ergeben davon, diente und pflegte die Kranken und ward nicht müde in der Nacheiferung englischen Tuns. In den Nächten aber, wann irgend woher ein lichter Schein in ihre Zelle irrte, saß sie wohl aufrecht, schaute ihr Haar, wie es ihr flimmernd und leuchtend auf die Brust fiel, und wusste nicht, warum sie weinte.

Der Mai war gekommen, und die Nachtigallen schwiegen zu keiner Stunde. Da geschah es, dass der Herzog zurückkehrte und ein heidnischer Zug ihn brachte: Venus mit ihrem Gefolge. Pfeifer und Trompeter, von Weinlaub umwunden, lärmten an der Spitze; gehörnte Gesellen, in Tierfellen, mit Efeu bekränzt, tanzten ihnen nach; etliche halbnackte, unförmige, überfette Weiber hopsten hinterdrein, von einem Schwarm wilder, nur mit einem Schleier gegürteter Mädchen umsprungen. Darüber glänzte eine Schar berittener Nymphen, in ihrer Mitte die Genossin des Herzogs als Liebesgöttin, alle nackt, die Brüste unter goldenen Buckeln, die an einem von Hals und Nacken gehaltenen purpurnen Gürtel hingen, der über Brust und Leib ein mit klingelnden Goldmünzen besätes, bis zu den Knien reichendes Band fallen ließ.

Das eng in den Gassen gedrängte Volk sah diese Fülle von Entblößung nahn, als die Scham in ihm aufsprang. Im Schatten des Klosters aufgewachsen, barg es seine Augen vor dem heidnischen Wesen, und der Herzog, der zwischen zwei Gruppen von farbenbunten Kavalieren, in schwarzen Sammt gekleidet, den Zug schloss, schaute von all den Hunderten, die ihn zu empfangen herbeigeeilt waren, nur den Rücken. Aus den Fenstern hingen wohl die Teppiche; aber niemand lehnte sich darauf hinaus, den Herrn zu grüßen. Und kein Laut war über der Menge. Nur die Pfeifer und Trompeter vor dem Zuge jauchzten. Aber dieser Jubel strandete an einer undurchdringlichen Mauer, und kein Echo ward ihm geboren.

Der blass und müd dahinreitende Herzog war aus dunklem Sinnen aufgefahren. Seine Augen weiteten sich, als sie die abgewandte Menge sahen, begannen zu glühn und zu brennen, seine Hände zitterten; und die Rechte hob die Reitgerte, als müsse er sie irgendwem ins Gesicht schlagen. Ein leiser Schrei über ihm ließ ihn aufschauen. Da lag die lange Flucht der Klosterfenster; alle waren sie geöffnet und doch gemieden. In einem nur, dort, woher ihn der Schrei getroffen, war ein goldumflossener Schatten aufgetaucht und wieder im Grau versunken.

Der Hengst des Herzogs stieg auf, drehte und kehrte sich, schlug das Pflaster mit wehrenden Hufen und kam erst seitwärts vom Zuge zur Ruh. Sein Reiter winkte ungeduldig, dass man ohne ihn weiter ziehe, und als er hinter den Gefährten hervorkommen konnte, zwang er seinen Gaul zur Klosterpforte und bearbeitete die mit Faust und Fuß.

Verstört hatten die Schwestern den sündigen Zug nahen gesehen, und der Herzog war ihnen wie ein gefallener Engel erschienen, an dem noch der Glanz seiner Geburt haftet. Angstvoll hatten sie sich zusammengedrängt, und keine wagte, den Ungefügigen einzulassen, bis endlich Benedikte die Schnur zog. Und der Herzog sah nur sie, die Novize. Er schaute sie auf der Treppe der Halle, wie er sie in dem Fenster gewahrt: in härenem Kleide, aber das Haupt frei und die feurige Flut des Haares auf Brust und Schulter. „Ihr seid gekommen, wüster denn Ihr ginget!“ zürnte sie. „Was stört Ihr unseren Frieden?“

„Wo ist der meinige, Weib?“ schrie der Herzog.

„Sucht ihn bei Euch selber!“ mahnte Benedikte.

Der Herzog schaute sie unverwandt an, wie sie über ihm stand, fremd, grau in grauen Schatten, und nur ihr Haupt leuchtete. „Du Flamme in einem Grabe!“ grollte er und lächelte bitter, und dann wandte er sich, und ritt durch entlegene Gassen, wo niemand seiner achtete, dem Schlosse zu.

Am Abend aber war Befehl des Schirmherrn bei den Schwestern, Benedikte, die sich weltlustig dem Hofe des Herzogs genahnt und dort ihre Schönheit lüsternen Blicken preisgegeben, statt sie nach den Regeln der frommen Frauen verhüllt zu halten, nicht das Gelübde abzunehmen, bevor sie solche sündige Lust gebüßt. Benedikte indes wollte des Trostes nicht bedürfen, den ihr die Gefährtinnen weinend spenden zu müssen glaubten. Ein Opfer sei kein Opfer, wenn es nicht ein zweites und drittes fordere, meinte sie und lächelte. Sünder müssen allezeit über Sünder richten. Doch möge man den Herzog wissen lassen, was sie zu ihm geführt. Also geschah, dass der erfuhr, was das Kloster aufgeboten gehabt hatte, um ihn von seinen venetianischen Sitten zu lösen.

Der Sommer war vergangen und von Festen am Hofe des Herzogs hatte man wenig mehr vernommen. Sein Blut sei schwer geworden, hieß es. Gift oder Zauber, so raunten die Gefährten seiner tollen Tage, müsse ihn verkehrt haben. Ein Kavalier nach dem anderen zog von dannen, die Schönen blieben nicht ohne sie, nicht die Kupplerinnen und ihre Mädchen, und eines Tages war gar die Genossin des Herzoges auf und davon und mit ihr der Stallmeister. Da duldeten es jene Händler und Handwerker auch nicht länger, die sich am Überflusse des Hofgesindes gemästet hatten, und ehe der Winter gekommen, lag Dolore so still und vergessen da, wie zu des alten Fürsten Zeiten.

Den jungen Herzog sah man das Land abstreifen, der Jagd nachgehn, vernahm, dass er sich um Verwaltung und Recht kümmerte und dabei einsam lebte. Darüber war die Freude groß bei den Schwestern, denn sie ahnten irgend eine geheime Verbindung dieser Sinnesänderung mit dem Opfer ihrer Novize. Und als Weihnachten nahe war, glaubten sie dem so wohl veränderten Herzog mit einer Bitte nahen zu dürfen, er möge Gnade walten

lassen, auf dass Benedikte nicht länger mit der Ablegung des geliebten Gelübdes warten müsse.

Es sei Brauch, ließ der Herzog den Konvent wissen, dass sich der, wer um eine Gnade flehe, auch selber dem Herrn zu Füßen werfe. Und so ließ sich Benedikte bewegen, den aufzusuchen.

Es war zum heiligen Abend. Der Nebel stand grau in den Gärten und löste sich in der Höhe zum zarten, von silbernen Sternen durchflimmerten Schleier. Vom Fenster aus, wo der Herzog lehnte, sah man die Türme des Klosters und die goldenen Kreuze von einem Kranze weißlichen Lichtes umflossen.

Benedikte stand vor dem Herrn, in härenem Kleide, barhaupt, und wartete, dass er sie anrede.

„Dich drängt es, die Gelübde abzulegen?“ fragte er endlich.

„Meinen Frieden suche ich,“ antwortete sie leise, und dabei schauten ihn ihre Augen groß und voll an, und ein Lächeln tauchte in deren Tiefe auf, süß und zärtlich.

„So find ihn, Mädchen, wo du willst,“ willfahrte der Herzog.

„Und wo wollt Ihr, dass ich ihn finde?“ forschte Benedikte.

Der Herzog war vorgetreten und starrte ihr ins Gesicht. „Ich stehe auf einem Hügel und atme die Kühle und weiß nicht, obs mich nicht treibt, mich morgen wieder tief unten zu freun, wenn es mir hier oben zu kalt und einsam wird. Mein Wille? Der ist heute so und morgen leicht anders. Dem traue nicht, Mädchen.“

„Und ich möcht ihm doch trauen . . .“ bat Benedikte demütig.

„Dich will er, dich!“ schrie der Herzog heftig. „Heute, wie immer! So geh, geh! Was willst du mehr?“

Das Mädchen sah dem Manne in die heißen Augen. Dann wandte es sein Gesicht zur Seite, lächelte und flüsterte nur: „Nichts . . .“

Am selben Abend saß der Herzog im Konvente der Schwestern und warb darum, dass man ihm Benedikte lasse. Nach der Fügung des Himmels sei sie ihm zugedacht, sie allein vermöge ihn zu halten, dass er auf der schmalen Brücke zum ewigen Heil nicht gleite und in den Abgrund stürze. Er traue sich nicht: einmal schon, ehe er sie noch besessen, habe er sie doch schon verloren geglaubt, und man wisse, wo er da Vergessen gesucht.

Also ward die Novize Benedikte Herzogin von Dolore und herrschte lange in Eintracht mit ihrem Gemahle, den sie betreute, wie eine starke Seele eine schwanke mit ihrer Kraft aufrecht erhält, und beide freuten das Kloster durch ein Leben im Garten Gottes. An manchem guten Abend aber, wann sie allein und des Dämmers, dieses sanften Schleiers über die Freuden der Liebe, froh waren, dann scherzte Benedikte gerne, dass sie wohl niemals einer Ordnung vom gemeinsamen Leben in der Erinnerung an das verlorene Paradies würdig gewesen. Denn das Paradies sei ihr erst mit dem Liebsten erstanden und nur mit ihm könne es ihr auch wieder verloren gehn.



Es ist nicht wahr, was Franz im Götz ruft, dass das von einer Empfindung übervolle Herz den Dichter macht. Gerade das Gegenteil ist wahr. Das ganz von einer Empfindung erfüllte Herz ist viel zu schwer, viel zu dumpf, viel zu unklar dazu. Erst wenn die Fülle des Herzens sich auf seinen Grund gesenkt, ja sich durch die Adern ergossen hat, wenn der Himmel der Besonnenheit wieder geklärt ist, kann, was im Dunkel der Fülle unaussprechlich erlebt worden ist, hervorgehen an das harte Licht der Worte.

*

Kein Tier betäubt sich. Das hat „erst“ der Mensch nötig. Alle menschlichen Einrichtungen sind Betäubungsmittel. Und wogegen wehrt sich der Mensch damit? Gegen das Bewusstsein, also die Gabe, die ihn angeblich über das Tier erhebt. Ist es wirklich „Höhe“, etwas zu haben, das man bekämpft, ohne das man sich wohlfühlt? Ja, es ist Höhe, aber nur für Schwindelfreie betretbare. Und die meisten sind eben bloß zufälligerweise Menschen.

*

Immer kürzer ist bei unsern Kindern die Epoche der Romantik bemessen. Nicht die Schule ist die Zerstörerin, sondern der Zeitgeist. Es ist nicht anders möglich: die Ära der Funkentelegraphie duldet an Weltentücktheit nur das Unumgängliche. Schon was die Kleinsten täglich, unaufmerksam, hören und sehen: das elektrische Licht, das ihr Zubettegehen begleitet, die elektrische Klingel, mit der man ihre Wärterin, ihre Mahlzeit herbei ruft, der Aufzug, in dem sie, vom längst lebensgefährlichen Spaziergang heimkehrend, zur Wohnung befördert werden, selbst der Luftballon, der sich zum walzenförmigen Luftschiff hat umgestalten lassen müssen: alles formt unablässig an der Seele des neuen, des durch Bereicherung verarmten Kindes.

Aus dem Buche von RICHARD SCHAUKAL: *Zettelkasten eines Zeitgenossen*. Aus *Hans Bürgers Papieren*. Erschienen bei Georg Müller in München. Eine Art Fortsetzung von *Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser* des selben Verfassers.

